

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 1 (1906-1907)
Heft: 21

Buchbesprechung: Bücherschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wurden 160,000 Fr. bezahlt; auch die übrigen Engländer des 18. Jahrhunderts stehen sehr hoch in Geltung: ein Reynolds brachte es auf 60,000 Fr., ein Raeburn auf 130,000 und Lawrence auf 110,000. Von den französischen Meistern erreichte Fragonard einen Preis von 138,000 Fr. Die Bilder der flämischen Schule wurden alle für 10—20,000 Fr. verkauft. Dagegen hat sich die Liebhaberei von den italienischen Schulen etwas abgewandt. Immerhin wurden für einen aus der Sammlung Brancaccio in Rom stammenden Tizian 120,000 Fr. erzielt. Das Bild ist ein Kniestück eines venezianischen Edelmanns, der im schwarzen Gewand auf einem ganz dunkeln Hintergrund gemalt ist. Die Behandlung des Physiognomischen zeigt die besten Qualitäten des Meisters. Von demselben, noch unbekanntem Käufer wurden zwei andere Gemälde Tizians: „Die Münze Caesars“ und eine „Heilige Familie“ für 104,000 und 35,000 Fr. erworben. Dagegen brachte es ein Raffael nur auf 10,000 Fr. und Gemälde Tintoretto's und Tiepolo's wurden sogar für einige hundert Franken losgeschlagen. —

Neuerwerbungen italienischer Museen. Raum ist die herrliche Niobide weiteren Kreisen bekannt geworden, so taucht in

Rom schon ein neues Meisterwerk der Antike auf, das sich dem Allerbesten zur Seite stellt, was die größten Sammlungen der Welt aus der Antike besitzen. Der Staat hat für die in Italien außerordentlich hohe Summe von 450,000 Fr. die Statue einer Priesterin erworben, für die im Thermenmuseum ein eigener Saal gebaut werden soll. Das Werk wurde vor bald 20 Jahren in der Villa Neros in Anzio, auf den jetzigen Gütern des Fürsten Lancellotti, ausgegraben und seither sorgfältig geheim gehalten. Die junge Priesterin ist in leicht ausschreitender Stellung wiedergegeben und hält wie zum Opfer eine Papyrusrolle und einen Lorbeerzweig. Die Bedeutung dieser Attribute ist noch nicht festgestellt. Die vorzügliche Arbeit und das Material charakterisieren die Statue als ein griechisches Originalwerk, das etwas voreilig mit der Schule Lysippos in Zusammenhang gebracht wird, während es in Wirklichkeit kaum vor dem 3. Jahrhundert v. Chr. entstanden sein dürfte. In den Uffizien zu Florenz ist ein neuer Saal der berühmten, einzigartigen Selbstporträtsammlung eröffnet worden, der u. a. auch die Bilder Romneys, Sargents und Franz Stucks (datiert 1906) enthält. — P.

Bücherschau

Schweiz.

Mis Chindli. Ein Liederkranz für junge Mütter von Sophie Hämmerli-Marti. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Winteler. Dritte Auflage. Aarau, Verlag von Emil Wirz. Geb. Fr. 3. —

Im Vorwort zu dem schmucken Büchlein sagt Prof. Dr. Winteler: „Es ist schwer, gut mundartlich zu schreiben, doppelt schwer in gebundener Form. Diese schwierige Aufgabe hat unsere Verfasserin meines

Erachtens gut gelöst. Ich zweifle nicht, daß zahlreiche junge Mütter in dieser eigenartigen und treffenden Schilderung eines Mutterglückes mit Genugtuung ihre innersten und heimeligsten Empfindungen wiedererkennen werden.“

Nachdem wir das Büchlein gelesen, können wir dem beistimmen. Eine warme Mutterliebe, ein inniges Sichversenken in die Leiden und Freuden des Kindes, vor allem ein starkes und tiefes Gefühl sprechen sich in diesen anspruchslosen Dia-

Istgedichten aus, die einem vielfach weitmärmer und herzerfreuender anmuten, als manche „große“ Dichtung. S.

Wanderbilder aus Ägypten und Palästina. Von Hermann Schlatter. Mit einem Farbendruckbild und 38 feinen Illustrationen. St. Gallen. 1906. Buchdruckerei Jollhofer & Co. 213 S. Preis geh. Fr. 2.50, geb. Fr. 3.25.

Ein munteres Wanderbuch, das anspruchslos, frisch und anschaulich von den bunten Eindrücken erzählt, die dem Besucher in einer fremdartigen fernen Welt geworden sind. Aus guter Beobachtung und vielseitiger Anteilnahme erwachsen, spricht der Reisebericht, der im allgemeinen beim Selbsterlebten bleibt und nur ganz gelegentlich einen historischen Exkurs einfließt, zur Phantasie und auf manchem Blatte auch zum Gemüte, durch Festhaltung reiner und starker Stimmungen, zu denen Land und Leute dem gerne in selbstständige Berührung mit den Eingeborenen getretenen Reisenden, dem gewesenen Kommandanten der VII. Division des eidgenössischen Heeres, verholfen haben. F.

Dr. Heinrich David: Herzogin Yolante und die Bande vom tollen Leben. Ein dramatisches Bild aus der Zeit der Burgunderkriege. Verlag Huber & Co. Frauenfeld 1906. Preis Fr. 3.40.

Das Spiel von Herzogin Yolante von Savoyen und ihren Erlebnissen mit der Reisläuferbande vom tollen Leben, eine hübsche Episode aus dem Zeitalter der Burgunderkriege, ist mit geschickter Hand und guten historischen Kenntnissen von seinem Bearbeiter zu einem dramatischen Knoten geschürzt worden. In vier lebensprühenden und ereignisreichen Akten entwickelt sich die Handlung vor uns und wir hegen keinen Zweifel, daß sie von der Bühne herab eine Reihe wirksamer und farbenschöner Szenen bieten und im ganzen genommen eine gute, dramatische Wirkung haben würde. Das Lokalkolorit von Ort und Zeit scheint uns in Rede und Ausbaue der Hauptpersonen wie der Nebenfiguren nicht übel getroffen

und gewahrt zu sein, und einzelne Partien zeichnen sich geradezu durch eine muntere, lebenswarme Beweglichkeit und künstlerische Wahrheit aus, die wir mit Freuden bei jedem begrüßen werden, der sich an die dramatische Gestaltung dankbarer Stoffe aus unserer nationalen Sage oder Geschichte heranwagt. Die reizvolle Liebesepisode zwischen Heini Hasfurter und Bona von Villar, mit etwas pikanten Nebenumständen ausge schmückt — sie erinnert darin in gewissem, aber nicht schlechtem Sinne an ein ähnliches Motiv in Fr. Halms Drama „Wildfeuer“ — zieht sich wie eine schmucke Rosengirlande durch die im übrigen recht kriegerischen und kampfstollen Begebenheiten des Stückes hin. Dagegen macht sich am Schlusse des Spieles — und wir bedauern das fast nach all den frischen und kräftigen Ereignissen, die vorhergingen — die Tendenz geltend, zu einer befriedigenden, ruhigen Lösung des Konfliktes zu gelangen, die beinahe einen Stich ins Operettenhafte abbekommen hätte. Das scheint mir durch die bisherige Ausgestaltung des Charakters der Herzogin und seine ganze Entwicklung aber noch nicht genügend psychologisch motiviert zu sein; und hätte sich gewiß auch vermeiden lassen. Bei diesen kernhaften Prachtgestalten möchte man einen tragischen Ausgang der Handlung fast wünschen und dem friedlich erreichten Ausgleich der streitenden Parteien vorziehen. Doch ist das auch so ziemlich das Einzige — noch ist es kein eigentlicher Mangel oder Fehler, der die Wirkung des Ganzen beeinträchtigen oder auch nur stören würde —, was ich an dem gewandten Aufbau dieses dramatischen Bildes etwa aussetzen fände. Vielleicht beweist uns sein Schöpfer über kurz oder lang durch einen zweiten Versuch, daß er über genügende dramaturgische Fähigkeiten und psychologisch feine Motivierungskunst verfügt, um auch mit einem Stoffe, der direkt eine tragische Lösung verlangt, glücklich und erfolgreich fertig zu werden! Wir würden ihm von Herzen Glück dazu wünschen und das

Gelingen seines Werkes freudig anerkennen!
A. Sch.

Arnold Neher. Schaffhuserdütsch. Lustspiele in Schaffhauser Mundart. Mit Zeichnungen von R. Amsler. Verlag Paul Schochs Buchdruckerei. Schaffhausen 1906.

Es war ein guter und verdankenswerter Gedanke von Herrn Professor Eduard Haug, die köstlichen dramatischen Szenen aus dem Schaffhauserleben junger und alter Zeiten von Arnold Neher in einem geschmackvollen Bändchen vereinigt herauszugeben. Der herrliche Humor dieser mit gewandter Technik bühnenfähig gestalteten Bilder wird manche, die die lustigen Stücklein schon gespielt gesehen haben, mit frohen Erinnerungen erfreuen und sich dazu eine stattliche Anzahl neuer Freunde und Anhänger erwerben. Aber auch abgesehen von dem Werte der trefflichen kleinen Lustspiele als solcher, ist es sehr zu begrüßen, wenn bei dem Schwinden unseres dialektischen Sprachgefühles und der stets mehr drohenden Vermengung unserer lieben, mundartlichen Idiome mit den mehr oder weniger korrekten Einflüssen eines gebildeten Hoch- oder Schriftdeutsch, besonders in unseren Hauptstädten, jede Gelegenheit zur Publikation wertvoller mundartlicher Denkmäler eifrig benutzt wird. Nur so erhalten wir uns wenigstens bei der immer mehr überhandnehmenden Abschleifung unserer Umgangssprache noch einen „urhigen“ Hort unserer alten Sprach- und Gesinnungsschätze. Welchen von den flott geschriebenen und auch auf Dilettantenbühnen ohne große Vorbereitungen, ja sogar schon im Familienkreise leicht aufführbaren Dialektstücken ein unbedingter Vorzugspreis zuzuerkennen sei, wäre noch schwer zu entscheiden. Hier mag der Geschmack des einzelnen stark abweichen und besonders auch die Vorliebe des Schaffhausers für bestimmte Typen seiner Vaterstadt maßgebend sein. Uns hat besonders gut die kostbare „Guetelete“ gefallen, dann verdienen auch die witzigen Spiele: „De Bölima“,

„Churze Prozeß“ und „Oba!“ ein Ehrenkränzlein lobender Erwähnung. Jamos ist in dem Lustspiele „Am Böllermärkt“ dann vor allem die originelle Figur des städtischen Ausrufers Schnabelegger mit seinen gereimten Weisheiten gezeichnet. Am wenigsten gelungen, in Stoff und Entwicklung gewöhnlicherer Art, erscheint uns das Stück „Buseli, mach miau!“, dessen komische Ingredienzien etwas gesuchter Natur sind. Nicht unerwähnt bleiben darf, daß das Büchlein noch mit sehr hübschen und kunstreichen Bignetten und Illustrationen des rühmlichst bekannten Zeichners Richard Amsler, eines Landsmannes des Dichters, geschmückt ist. Wir wünschen dem kleinen Werke in engeren und weiteren Kreisen viele Gönner und einen lebhaften und dankbaren Erfolg!
A. Sch.

Musland.

Die Reise ins Blaue hinein. Sechs Novellen von Ludwig Tieck, herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Meißner. Berlin bei Wiegand & Griepen. 1906.

Vor noch nicht langer Zeit hat Richard M. Meyer im „Literarischen Echo“ der modernen Technik die Aufgabe gestellt, für das geistige Gebiet Prüfungsapparate zur Unterscheidung echter Ware von Surrogaten herzustellen. Hauptsächlich wünscht der Verfasser diese Neuerung für die in den letzten Jahren sich so aufdringlich machende neueste Romantik und Romantikforschung. Meyer sagt: Keines Wortes bedarf es, daß gerade heute sehr echte und wertvolle Parteigänger der Romantik am Wirken sind. Was etwa Thoma und Böcklin, jeder in seiner Art, durch ihre Kunst, Minor und Walzel (unser Berner Literaturhistoriker) durch ihre Forschung, Ricarda Huch durch ihre Kunst und durch ihre Forschung für ein tieferes Verständnis der wunderbaren Periode von den Schlegels bis zu Eichendorff geleistet haben, das bedeutet eine wahre Bereicherung unseres geistigen Nationalvermögens. Um so mehr muß vor falschen Kassascheinen und zu leichten Kurrentmünzen gewarnt werden. Diese

Warnung Meyers hat ihre volle Berechtigung, doch trifft sie, und das möchte ich gleich zu Anfang feststellen, bei der mir vorliegenden Neuausgabe und Auswahl der Tieckschen Märchen nicht zu. Wilhelm Mißner gehört nicht zu den Unnotwendigen, seine Einführung in den Tieckschen Märchenwald verdient vollste Anerkennung. Mit Überzeugung ist sie geschrieben, man fühlt es deutlich heraus, wie sehr es dem Herausgeber daran gelegen ist, der heutigen neuromantischen Strömung die guten alten Vorbilder vor Augen zu halten. „Unsere moderne Stellung zur Romantik ist das Wiederspiel romantischen Wesens selbst, insofern auch dort das bewußte Chaos, die gefühlte Unbeständigkeit einen letzten göttlichen Wert hatte. Deshalb sind wir die Erfüller des romantischen Wollens geworden.“ Und mit Recht betont Mißner: Die Zerlegung unserer Gefühle und ihre feinere Verästelung, . . die Feinfühligkeit des Dualismus, das Wachstum und nach den Quellsäften Zurückklängen, die aus der Erde aufsteigen und ihre zartesten Äste kräftig und widerstandsfähig machen, kurz alles, was sich auf die Philosophie vom reichsten Seelenleben bezieht, kann heute nicht weiter getrieben werden, als es die Schlegel, Schleiermacher, Schelling, Caroline, Novalis und Tieck darin gebracht haben . . .“ Und eben deshalb sollen wir die Meister nicht vergessen. Freilich, für jeden Menschen sind ihre Werke nicht geschrieben. Wer sich nicht in den Lebenszweck der Romantiker, in die „Verwandlung der Unlust in Lust und der Zeit in Ewigkeit durch eigenmächtige Absonderung und Erhebung des Geistes des Bewußtseins der Illusion als solcher“ (Novalis) hineinzu fühlen vermag, der wird diese Kunst, das Abbild eines wunderbaren Innenlebens, nie verstehen. „Wer nicht selbst die Umkehr der Lebenswerte einmal spielend und dann auch mit philosophischem Ernst erprobt hat oder von der Not dazu gezwungen worden ist, dem bleibt die tief sinnige Heiterkeit und der heitere Tiefsinn ihrer Schriften ein albernes Chaos von Worten und Vorstellungen . . .“ (Mißner).

Auf die in der Einleitung beigegebene, nebenbei gesagt vortreffliche Abhandlung über den romantischen Roman will ich nicht eingehn. Betont sei nur noch, daß für die Romantiker die Novelle oder das Märchen (jede Dichtungsart wurde bei ihnen zum Märchen) das Kunstwerk war. „Das Märchen ist der Canon der Poesie. Alles Poetische muß märchenhaft sein. Der Dichter betet den Zufall an“, hat Novalis geschrieben, Ludwig Tieck ist der Meister dieses Kunstwerkes geworden. „Tiecks große Kunst liegt in der Novelle, dort konnte er das Wunderbare künstlerisch behandeln“ (Mißner). Und eben in diesen Märchen, von denen die besten hier ausgewählt wurden, finden wir diese wunderbare Poesie. Zu ihrem Verständnis hat Mißner nicht wenig beigetragen.

M. R. K.

Hans von Hoffensthal, Helene Laasen. (Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin, brosch. 4 Mk.)

Es geht mir mit Büchern wie mit den Menschen. Beim ersten Blick sagen mir die Augen der Menschen, ob sie dieselbe Welt schauen, die mich geboren hat und in der ich lebe. So auch fühl' ich die Welt des Dichters

Ich habe Hans von Hoffensthal geliebt, seit ich die ersten Worte seines Romans „Maria Himmelfahrt“ gelesen habe. Ich habe seine schluchzende Seele geliebt, die am Leben leidet, ich habe den großen Dichter geliebt, der mich leise mit sicherer Hand einführte in seine Welt. Die alte romantische Märchenpracht voll Sehnsucht und Liebe, voll Hoffen und Entzagen steigt vor uns auf. Durch den uralten Garten des Schlosses wandelt Helene Laasen und singt den Hecken vor von ihrem Leiden. „Eines Menschen mühevolleres Wandern. Aus Jugend zur Blüte, aus leisem Blätterfall zum Tode.“

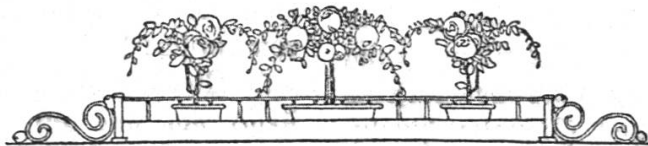
Der alten reichen Freiin von Wangen einzige Tochter hat den armen Violinspieler Laasen geheiratet, und die Eltern haben die ungehorsame Tochter mit ihrem „Baganten“ verbannt. In einer Ehe voll Hunger und Liebe wird Helene Laasen

geboren. Nach der Mutter Tode kommt sie aufs Schloß der Großmutter. Eine Zeit des Glückes beginnt. Eine Freundin findet sie, sie findet den Geliebten, Peter Orgler, den Dichter, des wundervoll gezeichneten alten Gärtners Adrian Orgler Sohn. Wer noch von allen jüngeren Dichtern findet solche Worte für Freundschaft und Liebe, für Eifersucht und Entsagung wie Hoffensthal! — — — Aber das Unglück holte Helene Laasen immer wieder ein, jedesmal, wenn sie nur ein wenig rasten wollte, um mit dem Glück frohe Zwiesprache zu halten. Nach der Großmutter Tode kehrt die Sorge wieder bei Vater und Tochter ein. Der Vater denkt an das Elend seiner Ehe. Er schreibt an den armen Peter Orgler, den jungen Dichter, und bittet ihn, auf Helene zu verzichten: „Denken Sie, daß Sie den Verzicht Helene zuliebe tun.“ Und Peter verzichtet und schreibt ihr nicht mehr — — Helene wird die Frau des reichen Herbert von Eschenbach. Mit Schmerzen wird sie Mutter eines Mädchens. Ich kenne nur wenig von solcher Schönheit wie das Kapitel, in dem Helene dem Kinde immer wieder Peters Namen vorsagt. „Nichts sagen, Hedwig, niemand soll es hören.“ Noch einmal sahen sie sich wieder, Peter Orgler, der gefeierte Dichter, und Helene

Laasen, und „weinten einem Glück nach, das für sie auf immer verloren, sie weinten einem Leben nach, das völlig mißraten war“. Bald darauf ging Helene Laasen aus der Welt. Sie starb an einem Kinde, das sie empfangen hatte am Abend des Tages, an dem sie Peter wiedergesehen hatte. Mit dem Gedanken an ihn und an ihr Kind schlief sie hinüber. —

Die uralte Tragödie zweier Menschen spielt sich vor uns ab. Aber neu und wahr und ewig erscheint uns alles, weil ein echter Dichter es erlebt und uns geschildert hat. Frenssen war sein Lehrer, aber wie übertrifft er ihn! Worte klingen an unser Ohr, die geboren sind in tiefstem Seelenschmerz, und darum erwecken sie erschauerndes Miterleben in unserer Seele. Und mit Helene Laasen wandern wir durch die tiroler Landschaft, die wundervoll zusammenklingt mit den Freuden und Leiden der Menschen, die in ihr leben.

Ich möchte alle, deren Gedanken rau und kalt sind, fortreiben von dem Buche, und möchte es nur denen in die Hände legen, die wie Helene Laasen und Peter Orgler den heiligen Kindertraum der Liebe geträumt haben, die einsam geworden sind unter den Menschen und die sich sehnen — — — K. G. Wndr.



Für den Inhalt verantwortlich die Schriftleitung: Franz Otto Schmid in Bern. Alle Zuschriften, die den Textteil betreffen, sind direkt dahin zu richten. Der Nachdruck einzelner Originalartikel ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Schriftleitung gestattet. — Druck und Verlag von Dr. Gustav Grunau in Bern.